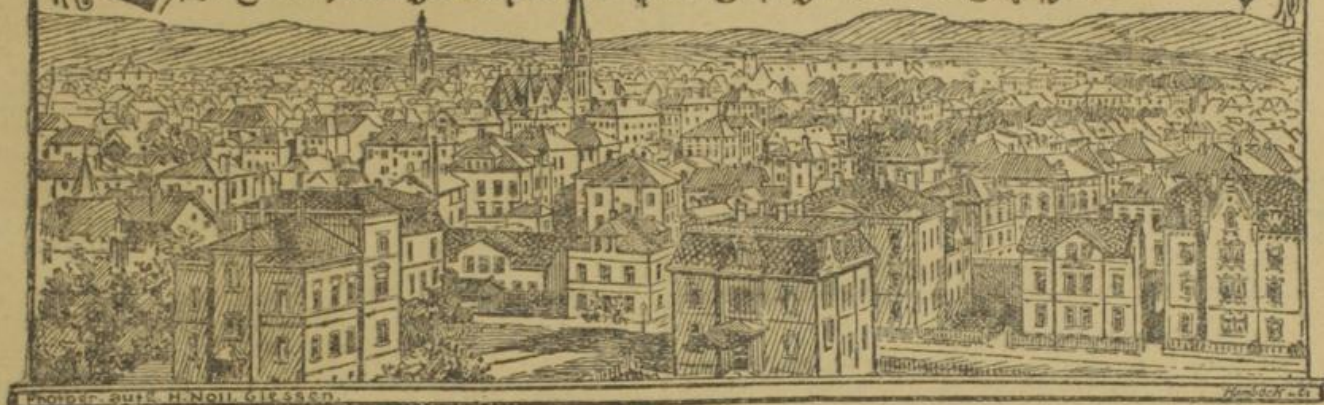


Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Kinderseele.

Roman von Reinhold Ortman.

(Nachdruck verboten.)

1. Kapitel.

Das weiße Laub raschelte unter den Hufen der beiden Pferde, die im kurzen Galopp durch die herbliche Park-Allee daherkamen. Die Reiterin war ihrem Begleiter um ein gutes Stück voraus; aber das Tempo mußte ihr noch immer nicht schnell genug sein, denn sie ließ ihre Peitsche in kurzen Zwischenräumen unbarmerzig auf die Flanke des schönen, hochbeinigen Braunen niederhauen. Mit ihrer zierlichen, fast schwächlichen Gestalt, die noch kleiner erschien durch die Höhe des Tieres, hätte sie ganz das Aussehen eines jungen Mädchens gehabt, wenn nicht in dem schmalen, blassen Gesicht unter dem runden Reithütchen etwas unverkennbar Frauenhaftes gewesen wäre.

Es war ein feines, ungewöhnlich schönes Gesicht, aber von jener eigentümlichen, franken Schönheit, die man nicht ohne eine Regung des Mitleids bewundern kann. Unter dunklen, hochgeschwungenen Brauen lagen die Lider schwer über den fast beständig halbgeschlossenen Augen. Von den Nasenflügeln zu den Mundwinkeln herab zogen sich zwei scharf eingeschnittene Linien, die nur ein langes körperliches oder seelisches Leiden dort eingezeichnet haben konnte.

Da, wo am Ende der Allee nach rechts und links schmalere Reinecke abzweigten, brachte sie mit einem hartem Bügelruck, der es unwillig aufbäumen machte, ihr Pferd zum Stehen und sah sich nach dem Gefährten um.

„Der Gaul taugt wirklich nichts“, rief sie ihm zu. „Nun sehen Sie ja selbst, daß sich nichts aus ihm machen läßt.“

Unter fleißiger Anwendung der Sporen war der andere endlich herangekommen, und der Kerger über die Schwerefüßigkeit seines Tieres stand ihm deutlich auf dem Gesicht geschrieben.

„Bedanke ungemein, Frau Baronin, Ihnen zu dem Kauf geraten zu haben. Der Henker weiß, welche Anisse dieser Spitzhute von einem Kopftäuscher angewendet haben mag. Mein Wort darauf: bei der Vorführung ging der Gaul tadellos.“

Er sprach in dem etwas schnarrenden Ton, der noch hier und da bei jungen Offizieren beliebt ist, auch seiner Haltung war trotz des einfachen, grauen Reitanzuges die soldatische Gewöhnung unschwer anzusehen. Aber der lange, hagere Körper des höchstens Sechszwanzigjährigen machte trotzdem dem Eindruck der Schläflichkeit, und dieser Eindruck wurde verstärkt durch die nervöse Müdigkeit und Abgespanntheit des mageren, scharfgeschnittenen Gesichts.

„Sie brauchen sich den kleinen Mißgriff nicht weiter zu Herzen zu nehmen, Herr v. Reibnitz! Wenn etwa mein Mann an dem Pferde etwas anzusehen haben sollte, so brauchen Sie ihm nicht zu sagen, daß der Kauf auf Ihre

Veranlassung erfolgt ist. Ich nehme die Verantwortung sehr gerne auf mich.“

„Frau Baronin sind gütig wie immer!“

Die junge Frau lachte kurz auf. „Wirklich? Bin ich das? Sie pflegen sich doch sonst mit Vorliebe über das Gegenteil zu beklagen.“

Seine hellen Augen richteten sich mit einem forschenden Blick auf ihr Gesicht. „Ja, freilich, wenn es sich darum handelt, daß —“

„Wir wollen zum See hinunter“, fiel sie ihm in die Rede. „Sehen Sie zu, wie Sie es fertig bringen, mir nachzukommen.“

Sie war bei dem letzten Wort schon wieder um einige Pferdelängen voraus, und wenn die Entfernung zwischen ihnen diesmal auch geringer blieb, war doch an eine Unterhaltung nicht zu denken. Statt der wohlgepflegten Parkanlagen, durch die sie bisher geritten waren, hatte sie jetzt das Halbdunkel eines unter dem grauen Novemberhimmel düster und melancholisch wirkenden Tannenhochwaldes aufgenommen. Länger als eine Viertelstunde mußten sie in raschster Gänge ihren Weg verfolgen, ehe es vor ihnen zwischen den Stämmen wieder Licht wurde.

Bleiern und regungslos schimmerte eine weite Wasserfläche zu ihren Füßen auf, als sie den Waldrand gewonnen hatten. Die Brauen der jungen Frau zogen sich zusammen, während sie ihren Blick darüber hinschweiften ließ.

„Dieser Badesee ist doch das trostloseste Wasser, das ich kenne“, sagte sie. „Etwas Einladendes kann er höchstens für Lebensüberdrüssige haben. Finden Sie das nicht auch, Herr v. Reibnitz?“

„Sie wissen, gnädige Frau, daß unsere Ansichten immer dieselben sind. Aber wenn der abscheuliche Tümpel Sie so verstimmt, warum wollen wir dann nicht lieber durch den Wald zurückreiten?“

„Weil ich keine Lust dazu habe. Lassen Sie uns immerhin den guten Leuten in Reinswaldbau einigen neuen Stoff zum Gerede geben, indem wir ihnen vergönnen, uns zusammen zu sehen.“

„Und wenn — wenn dies Gerede eines Tages bis zu Herrn v. Bardeleben dränge?“

Sie machte eine geringschägige Bewegung mit den Schultern. „Fürchten Sie sich vielleicht davor, mein Herr Ritter?“

„Fürchten? — Nein! — Ich habe ja keinen glühenderen Wunsch als den, daß die Leute wirklich einen Grund hätten zu ihrem Gerede.“

„Sie sind ungezogen, mein Lieber! Auf solche Art werden Sie es allerdings dahin bringen, daß ich Ihnen mein Wohlwollen eines Tages ganz entziehe.“

„Und ich schwöre Ihnen, Frau Baronin, daß dieser Tag zugleich der letzte meines Lebens sein würde.“

Wieder lachte sie ihr kurzes, spöttisches Lachen, das weich und wohlwollend war wie der Klang ihrer schönen, nur etwas müden Stimme. „Sie sind in Ihrer Feierlich-

keit so drohlig, Herr v. Reibnitz, daß man Ihnen nicht auf die Dauer böse sein kann. — Aber was für eine Menschen-anfammlung ist denn das dort bei dem Fischerhaus? Vielleicht ist ein Unglück geschehen. Fragen Sie doch den Dur-schen, der uns da entgegenkommt.“

Gehorsam lenkte Reibnitz sein Pferd zur Seite, um den jungen Menschen anzuhalten. „Was gib't da unten?“ fragte er. „Ist jemand ins Wasser gefallen?“

Der Gefragte rückte an seiner Mägel und verzog den Mund zu einem breiten Grinsen. „Hineingefallen wohl nicht! Aber hineingesprungen — das könnt' schon stimmen. Die Kreidels Regine haben sie eben aus'm See gezogen —“

Das Pferd des Herrn v. Reibnitz hatte einen Seitensprung gemacht, wie wenn die Faust des Reiters heftig in die Zügel gegriffen hätte.

Die Baronin v. Bardeleben aber, die jetzt ebenfalls näher gekommen war, fragte: „Wen haben sie herausgezogen? Die Regine Kreidel — die Tochter des Werkmeisters aus der Weberei?“

„Jawohl, Frau Baronin — dieselbige. Es war noch ein Glück, daß der Kuhnerts Karl sie hatte reinspringen sehen.“

„Das Mädchen ist also nicht tot?“

„Ganz tot wohl nicht. Sie haben sie ins Fischerhaus gebracht und den Sanitätsrat geholt. Der meint, er bringt sie schon wieder zurecht.“

Frau v. Bardeleben sah zu ihrem Begleiter hinüber, der schlaf im Sattel saß und wie geistesabwesend vor sich hinstarrte.

„Es ist gut — ich danke Ihnen,“ fertigte sie den Dur-schen ab und riß ihr Pferd herum, um den begonnenen Weg fortzusetzen.

Da aber war Reibnitz sofort wieder an ihrer Seite.

„Nicht in dieser Richtung — ich beschwöre Sie, gnädige Frau! Ich — ich kann jetzt nicht dort vorbei.“

Mit einem finsternen Blick streifte sie über seine zusammengefunkene Gestalt dahin. Dann, ohne ein Wort zu sprechen, machte sie kehrt, und er ritt in kurzem Abstände hinterdrein.

Während sie durch den Wald zurücktrabten, kümmerte sich die junge Frau um ihren Begleiter so wenig, als hätte sie sein Dasein völlig vergessen. Aber als sie dann eine kleine Strecke der langen Parkallee zurückgelegt hatten, machte sie Halt. Ein Mensch in der Kleidung eines Gärtnergehilfen war aus einem der Seitenwege hervorgetreten und betm Anblick der Gutsherrin respektvoll grüßend stehen geblieben. Ihn rief sie in kurzem Befehlstone heran.

„Vertrauen Sie sich, die Pferde bis an die Stallung zu führen, Weigelst?“

„Zu Befehl, Frau Baronin!“

„Gut! So tun Sie's! — Wollen Sie mir, bitte, behilflich sein, Herr v. Reibnitz?“

Der Angeredete war schon aus dem Sattel, um die zierliche Gestalt vom Pferde zu heben. Er sah noch immer fahl und verstört aus, und er wagte nicht, die Augen zu dem Gesicht der jungen Frau zu erheben.

Als sie, ihr Reitkleid aufrassend, dem Seitenwege zuschritt, blieb er zaudernd stehen, wie wenn es ihm an Mut gebräche, sie weiter zu begleiten.

Da drehte sie gebieterisch den Kopf. „Kommen Sie! Ich wünsche mit Ihnen zu sprechen.“

In kurzer Entfernung von der Hauptallee stand ein kleiner, geschlossener Pavillon. Bis sie ihn erreicht hatte, blieb die Baronin stumm. Sobald sie aber den mit einigen Bambusmöbeln ausgestatteten Innenraum des leichten Bauwerks betreten, warf sie ihre Reitgerte auf den Tisch und wandte sich mit hartem Gesichtsausdruck zu dem an der Tür stehen gebliebenen Begleiter.

„Nun, Herr von Reibnitz, haben Sie mir nichts zu sagen?“

„Frau Baronin — ich — ich bin nicht wert, daß — daß Sie —“

„Es ist also richtig! Das Mädchen ist Thretwegen ins Wasser gegangen! Ah, wie schmachvoll das ist — wie unwürdig und erbärmlich!“

Sie hatte sich in einem der zierlichen Sessel niedergelassen und die Arme unter der Brust verschränkt.

Da stürzte Reibnitz plötzlich auf sie zu und kniete neben ihr nieder. „Verdammen Sie mich nicht, ohne mich gehört zu haben,“ flehte er. „Ich will nicht versuchen, mich zu

rechtfertigen. Aber im Grunde fällt alle Schuld doch nur auf Sie selbst.“

„Auf mich? Sind Sie von Sinnen? — Aber stehen Sie gefälligst zuerst einmal auf!“

„Ja, — auf Sie!“ sagte er, sich erhebend. „Sie wissen, wie es um mich bestellt ist, Sie sehen, daß ich mich in wahnsinniger Leidenschaft verzehre — und Sie gewähren mir keine Hoffnung — nichts! Können Sie nicht verstehen, daß ein Verzweifelter endlich dahin gelangt, nach einer Ablenkung zu suchen, die ihn wenigstens auf Stunden seine Qualen vergessen machen soll? Und die Geschichte mit diesem dummen Mädel war so harmlos, so kindisch, so —“

„So harmlos und so kindisch, daß das arme Ding um dieser Geschichte willen in den Tod gehen wollte! Uebrigens glaube ich doch gehört zu haben, die Regine sei verlobt?“

„Das ist's ja gerade. Weil sie in einigen Monaten Hochzeit machen sollte, hielt ich es für ganz selbstverständlich, daß auch sie der albernen Liebelei weiter keine Bedeutung beimessen würde. Und ich schwöre Ihnen, daß es nur ein Scherz gewesen ist, so unschuldig, daß ich mich dessen früher geradezu geschämt hätte.“

„Ihre Moralbegriffe sind bewundernswürdig. Also nur, weil Sie einen flüchtigen Zeitvertreib haben wollten, haben Sie das Mädchen unglücklich gemacht?“

„Unglücklich? — Ich bitte Sie, Frau Irma, warum denn unglücklich? Es ist ihr ja gar nichts geschehen. Auf dem Kriegerfest, das vor vierzehn Tagen in Reinswalbau abgehalten wurde, hatte ich sie kennen gelernt und hatte drei- oder viermal mit ihr getanzt. Kann ich dafür, daß sie in ihrer Einfalt meine kleine Artigkeiten sofort wie Liebeserklärungen aufnahm, und daß sie mich durch ihr Benehmen geradezu herausforderte, den Spaß fortzusetzen? Gleich in der ersten Stunde gestand sie mir, daß sie für den Buchhalter aus dem Webereikontor, mit dem sie verlobt sei, gar keine richtige Liebe empfinde, und daß sie eigentlich nur eingewilligt habe, um ihrem Vater eine Freude zu machen. Na, da bin ich dann eben auf die dumme Geschichte eingegangen, ohne mir Schlimmes dabei zu denken. Das ganze Verhältnis beschränkte sich auf ein paar abendliche Zusammenkünfte unter freiem Himmel.“

„Und Sie haben ihr wirklich nichts in den Kopf gesetzt?“

„Absolut nichts. Als ich vorgestern abend zu dem Stellbichlein ging, war es bei mir schon so gut wie beschlossen, daß es das letzte Mal sein sollte. Aber die kleine Gans hatte nicht verstanden, ihr Abenteurer mit der nötigen Vorsicht zu behandeln. Ihr Verlobter, der augenscheinlich ein ganz überpanneter Patron ist, hatte irgendwie Verdacht geschöpft und war ihr nachgeschlichen. Als sie eben auf mich zutrat, stürzte er aus dem Gebüsch hervor, und er würde mir unfehlbar zu Leibe gegangen sein, wenn ich ihm nicht meinen Revolver unter die Nase gehalten hätte. Da hielt er es dann allerdings für geraten, sich zurückzuziehen, und das Mädel war schon vorher davongelaufen. Ich sah die Geschichte damit als für mich erledigt an und war nicht wenig erstaunt, als gestern abend der alte Kreidel bei mir erschien und nicht mehr und nicht weniger von mir verlangte, als daß ich seine Tochter auf dem Fleck heiratet sollte, nachdem der rabiate Buchhalter die Verlobung gelöst hatte und auch gleich ohne Kündigung auf und davon gegangen war. Was ich dem braven Mann geantwortet habe, können Sie sich wohl denken. Und das ist von A bis Z die ganze Geschichte. Ich bin mir dabei keiner anderen Schuld bewußt als einer Schuld gegen Sie, Frau Irma. Und so wahr ich Botho v. Reibnitz heiße, ich bin bereit, mir eine Kugel vor den Kopf zu schießen, wenn Sie es nicht über sich gewinnen können, mir zu verzeihen.“

„Daß Sie mit derartigen Drohungen keinen Eindruck auf mich machen, sollten Sie nachgerade wissen.“

„Sie verzeihen mir aber — nicht wahr, Sie verzeihen mir? Ich müßte ja verrückt werden, wenn Sie es nicht täten.“

„Was kann Ihnen an meiner Verzeihung gelegen sein? Ich bin es doch nicht, gegen die Sie sich versündigt haben.“

„Ja, Sie sind es — Sie allein! Und wenn Sie es für möglich halten, daß meine Leidenschaft für Sie —“

„Bitte — sprechen wir nicht davon! Ich kann Ihnen diese sogenannte Leidenschaft nicht verbieten, aber ich werde nicht länger dulden, daß Sie ihr Ausdruck geben. Vergessen Sie denn ganz, daß ich schon längst gebunden bin?“

„Ah!“ machte er mit einer wegwerfenden Gebärde. „An wen denn? An diesen brutalen Menschen, der in

Berlin seinen Vergnügungen nachgeht und sich nicht im geringsten um sie kümmert!

„Und woher wissen Sie, daß das nicht meinen Wünschen entspricht?“

„Natürlich weiß ich, daß es Ihnen so am liebsten ist. Und seitdem ich das weiß, gibt es für mich auch keinen Zweifel mehr, wie ich Ihre Ehe zu beurteilen habe. Oder wollen Sie vielleicht leugnen, daß sie tief unglücklich ist? Wollen Sie mich glauben machen, daß Sie mit Ihrem Lose zufrieden sind? Ich hoffe sicher darauf, daß Sie bald an eine Scheidung denken werden, und dann —“

„Ich wüßte nicht, wie ich dazu käme, Ihnen gegenüber etwas zu leugnen oder zuzugeben. Derartige Fragen an mich zu richten, haben Sie nicht das geringste Recht.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Blinde am Meer.

Roman von Karl Bötker-Chemnitz.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Und Rene hatte das Gefühl und ergriff seines Freundes beide Hände und sagte: „Mein lieber Junge, du bleibst, du mußt bleiben. Das bist du dir und das bist du mir schuldig. Ja, dir bist du das schuldig, Kun. Wenn ein Mensch von so klarer, schlichter Seele wie du — bitte unterbrich mich nicht — wenn so einer im Herzen die Regungen der Liebe verspürt, so ist das ein sprossender Same, der sich nicht unterdrücken läßt, der aufgehen muß, wenn anders der Mensch nicht unglücklich werden soll. Also bege und vlege die keimende Liebe. Du wirst alt, mein Freund, es ist höchste Zeit, daß du dir ein Nest baust.“

Kun Dröhl entzog dem Freunde seine Hände und faltete sie zwischen seinen Knien. Er blickte sinnend zu Boden und nickte vor sich hin.

Dann sagte er: „Und du, Rene, was wird aus dir? Wie kann ich dir ein Herz stehlen, das du liebst?“ Er sprang auf und lief in großen Schritten im Atelier auf und ab. Dann rief er aus: „Zum Himmelsgewölbe, Kun — Hornochs, bairischer, gefelchter — was hast du gemacht?“ Er trat dicht vor Rene hin und sagte: „Rene, ich muß von Simen gewesen sein, daß ich mir einbilde, ich könnte jemals dies Weib mein nennen, das dich liebt.“

Aber Rene zog ihn wieder neben sich auf den Divan und sagte: „Du irrst, Kun. Feodora von Braun liebt mich nicht, sie liebt nur meinen Ruhm und meinen Namen, den ich in der großen Welt habe.“

„Aber du liebst sie, Rene, du, mein einziger, bester Freund.“

Dann sank Rene in sich zusammen und brütete vor sich hin. Dann stand er auf und trat vor das große Bild und blühte auf Arda Jaszi, und er sagte fest und bestimmt: „Nein, ich liebe Feodora nicht.“

Und Kun Dröhl trat an seine Seite und schob seinen Arm unter den Arm des Betrachteten nun lange still und stumm das Gemälde.

Rene begann zu sprechen: „Du bist es auch mir schuldig, Kun, daß du deiner Liebe nachgehst. Meine Seele muß frei sein, frei von auch nur dem geringsten Stäubchen fremder Liebe. Nimm du mir, Feodora, damit ich kein Recht mehr habe auf ihre Liebe. Dann kenne ich kein Schwanken mehr, dann kenne ich nur ein gebulbig Harren — ein Harren auf Arda!“

Neuntes Kapitel.

Und Kun Dröhl blieb in Berlin, und es war ein offenes Geheimnis, daß der Delgöländer Gelehrte um Feodora von Braun warb.

Es war ein stilles Werben. Die Tage verbanden ihre Herzen miteinander fester und fester.

Rene blieb dem Kreise der schönen Frau fern. Er war ein Einsiedler geworden. Sein Bild war längst im hölzernen Kirchlein des Fischerdorfes aufgestellt worden, aber auch dabet war er nicht zugegen gewesen.

Einige Tage nach dem Weihnachtsfeste erklärte plötzlich Rene Kun Dröhl, daß er auf kurze Zeit an das Meer fahren müsse.

Er habe eine unbezwingliche Sehnsucht nach dem einsamen Strand und nach Seede Bahlsen.

Kun stellte ihm das Unwirksame der Kiste zur Winterszeit vor, er malte ihm das Unbequeme der Reise in grellsten Farben aus, aber Rene beharrte bei seinem Entschluß.

Da erbat sich Kun, ihn wenigstens begleiten zu dürfen. Frau von Braun habe längst den Wunsch gehabt, das große Gemälde im Holz Kirchlein zu sehen und würde sich der Meerfahrt gern anschließen. Rene überlegte geräumige Zeit, aber dann lehnte er jede Begleitung bestimmt ab.

Und Mitte Januar reiste er nordwärts. Statt eisiger Kälte herrschte trübes Wetter und fast milde Luft.

In Hamburg suchte Rene Doktor Sella an.

Der kleine, lebhaftere Herr zeigte eine ungemessene Freude, den berühmten Maler als seinen Gast zu sehen, und forderte ihn herzlich auf, einige Tage bei ihm zu bleiben.

Doch Rene zeigte solche Unrast, daß Doktor Sella nicht weiter in ihn drang, als er die Einladung bestimmt ablehnte.

Der Arzt berichtete von Arda Jaszi.

Sie sei zwei Tage vor dem Weihnachtsfeste in ihre Heimat abgereist. In den letzten Wochen hätte sie eine auffällige Neigung zur Schwermut gezeigt, so daß es ihm bange sei um das Mädchen.

Und nun verließ Rene am anderen Tage in früher Morgenstunde Hamburg und reiste auf dem Landwege nordwärts.

Am späten Nachmittage endlich gelangte er in dem kleinen Dorfe an, in welchem Seede im Schulhause wohnte.

Dicht vor dem Schulhause lag der nicht zu hohe Dammt, und aus dem oberen Stockwerke konnte man über den Deich hinweg und auf das weite, weite Meer schauen.

Rene hatte sich vom Bahnhof der nächsten Stadt mit einem gebrechlichen Postwagen nach dem Dorfe fahren lassen.

Durchfroren und durchdrüttelt betrat er das Schulhaus.

Die Glocke der Haustür schrillte auf, wie ein kläglicher Weh-schrei, und Rene tastete sich in dem dunklen Hausflur fort bis zur Treppe.

Da öffnete sich im ersten Stock eine Tür und im hellen Lichtschein stand eine Mädchengestalt, in der Rechten die Lampe, die Linde schülend vor die Augen gehalten.

Es war Arda Jaszi.

Beide Menschen, Rene und Arda, waren so erschrocken, daß keines ein Wort zu sagen vermochte, und sie standen sich in stummer Freude lange gegenüber.

Da ertönte aus dem Zimmer Seedes Stimme: „Wer ist da, Arda?“

Das Mädchen wandte sich nach dem Zimmer, und Rene sah, wie ihre Hand, die die Lampe hielt, zitterte, und er sah im vollen Lichtschein, wie tieflos ihr Antlitz geworden war.

Und sie sagte zu Seede: „Herr Brian ist gekommen.“

„Rene? Unser Rene?“ rief der Blinde, und er sprang auf und tastete sich zur Tür und rief hinterher: „So komm doch herauf, Rene. O, diese Freude, diese Freude.“

Und Rene eilte die Stufen empor und umarmte den Blinden und küßte ihn auf die Wangen, wie einen Bruder, den er seit Jahren nicht gesehen, und dann reichte er Arda beide Hände und zog ihre Rechte an seine Lippen, aber er küßte sie nicht.

Arda ging hinaus und setzte sich an das Bett der alten Bahlsen, die mit in das Schulhaus übergesiedelt war und an der Gicht krank darniederlag.

Arda umflammerte die alte Frau und drückte ihr Haupt in die kühlen Kissen, und ihre Glieder zitterten und ihr Busen wogte.

Mutter Bahlsen strich dem Mädchen über das Haar und sagte: „Du zitterst, Kind, was gibt es?“ Und Arda stieß hervor: „Kun ist er wieder da.“

Mutter Bahlsen fuhr auf, fiel aber ächzend auf das Bett zurück, und dann sagte sie in unendlicher Güte: „Vah ihn, Arda, er ist auch krank, vielleicht geneset er, wenn er dich sieht.“

Und Arda sprach leise: „Es ist schon vorbei Mutter, mein Herz ist ganz still, und ich will ihm helfen, zu gesunden.“

Der arme Rene,“ sagte traurig Mutter Bahlsen.

Träumen im Wohnzimmer aber sah Rene neben dem Ofen, in dem es lustig prasselte. Und Seede rief Arda, sie solle zu essen bringen und auch einen Trunk.

Und nun saßen die drei Menschen unter traulichem Lampenschein, Seede gesprächig und fast lustig, Arda mit niedergelassenen Augen und still und stumm, und Rene mit einem Antlitz voll stillen Glücks, wie es wohl einer trägt, der sich nach langer Unrast sicher und geborgen fühlt.

Und Seede erzählte vom Strande und vom Meer, und er erzählte von seiner Tätigkeit, wie er als Autodidakt selbst seine Methode erfinden, wie er sich seine Zöglinge vorstelle und wie er sie alle liebte, trotzdem er keines gesehen.

Und schau, lieber Freund, das habe ich als blinder Lehrer zweifellos vor meinen lebenden Kollegen voraus: Ich werde stets ein gerechter Lehrer sein. Denn es ist doch allzu menschlich und begreiflich, daß das Aeußere eines Kindes, sei es nun durch ein hübsches Gesicht oder durch saubere und gute Kleidung, stets einen Lehrer, und selbst den gerechtesten, beeinflussen wird.

Ich aber kann die Kinder nur nach meinem Gefühl beurteilen, und bei Beurteilung der Unmündigen sollte stets das Gefühl die erste Stimme haben. Wollten alle Lehrer erst das Gefühl und die Erinnerung ihrer eigenen Kindheit sprechen lassen, und dann erst den wägenden Verstand, dann würde es weit weniger Bedanten unter den Schulmeistern geben. Du kommst, Rene, wie ich wagen kann, als Praktiker von kaum einem halben Jahre über Erziehung und Beibringung zu urteilen. Doch steh, auch dieses Urteil entspringt nur dem Gefühl. Und ich habe auch meine Lehramtler gehabt, nicht große Pädagogen, sondern meine eigenen Schüler sind meine Lehramtler. Von ihnen lerne ich täglich und in jeder Stunde, ihr Vernehmen sagt mir, daß ich etwas falsch gemacht, ihr freudiges Eingeben, das Einlesen ihres besten Könnens sagt mir: so ist es richtig. Und was mir das Wichtigste erschelut, das lernen meine Kinder: sie lernen reden. Was nützt

den Menschen eine Menge toter, auswendig gelernter Formeln, die über kurz oder lang wieder vergessen ist, was nützt ihnen ein Schema? Sie müssen reden lernen, erzählen, sich ausdrücken, etwas zu berichten verstehen. Ihre Phantasie muß ausgebildet werden und dadurch ihr Innenleben, dann werden es Menschen, die in der Welt bestehen können. Verzeihe meine lange Rede, Du wirst ja morgen selbst sehen, was meine Schüler können.“

Und während Seele begeistert sprach, sah Rene, wie Arabas Augen voll freudigen Stolzes auf Seele ruhten, er sah, wie ihre Verlegenheit, die sie fast den ganzen Abend gequäl, verschwunden war.

Er fühlte, wie sie ihm dann bestimmt und voll Ruhe die Hand zum Gutenachtluß reichte, und er sah, wie sie ihm voll und ruhig in die Augen schaute, und er wußte, daß der Kampf in einem Menschenherzen in Kürze entschieden werden kann, wenn das Herz groß und stark ist.

Und als er in seiner Kammer stand und draußen die Brandung des Meeres herüber klang, wurde ihm klar, daß er hier nichts mehr zu suchen habe.

(Schluß folgt.)

Ein seltsamer Sinn bei den Pflanzen.

Der amerikanische Naturforscher S. Leonard Bastin veröffentlicht im Scientific American die Ergebnisse von einer Reihe fesselnder Beobachtungen und Versuche, die neue Beweise bringen für die seltsame Fähigkeit der Pflanzen, ohne Augen, ohne Geruchs- und ohne Gehörsorgane die Anwesenheit bestimmter Gegenstände wahrzunehmen oder zu fühlen und ihr Verhalten danach einzurichten. Es handelt sich gleichsam um eine Fähigkeit des Fernfühlers bei den Pflanzen, um die Fähigkeit, Gegenstände zu spüren, mit denen sie nicht in unmittelbare Berührung gekommen sind. Es ist bekannt, daß der Sonnentau Fliegen fängt; die Blätter dieser Pflanze sind mit sehr empfindlichen Fangarmen ausgerüstet, die die Beute umschlingen.

„Allein das Laub des „Sonnentaus“, so führt Bastin aus, zeigt noch ein anderes überraschendes Merkmal. Wenn man in einer Entfernung von einem halben Zoll vor jedem Blatte eine Fliege befestigt, wird man Zeuge eines seltsamen Vorganges. Nach kurzem sieht man, daß die Blätter sich wahrnehmbar der Beute zugeneigt haben; bald haben die Fangarme die unglückliche Fliege erreicht und beginnen das Opfer zu umschlingen. Mit jedem Augenblick wird das Schicksal der Fliege gewisser, ein paar müde Zuckungen noch, und sie ist tot.“ Hier liegt also der Fall vor, daß die Pflanze nicht eine Beute festhält, die zufällig in ihr Bereich gekommen ist, sondern sie nähert sich ihrem Opfer, verfolgt es und packt es, sie geht regelrecht auf die Jagd. „Manche Pflanzen sind höchst scrupellos; anherstehende, sich selbst zu ernähren, machen sie Jagd auf ihre schwer arbeitenden Genossen. Das tut beispielsweise die Flachsseide, eine der schlimmsten Parasiten, die, von den ersten Wochen ihres Daseins abgesehen, weder Wurzel noch Blätter hat und sich als Aufzueher von anderen Pflanzen ernährt. Die Flachsseide leimt im Boden und strebt in einem seltsamen jadenartigen Wachstum empor. Nun kommt für die junge Flachsseide alles darauf an, beizeiten eine geeignete Gastpflanze zu packen, sagen wir eine Kleeblanze. Nichts ist merkwürdiger zu beobachten, als die Weise, in der das fadenartige Gewächs im Gras und über das Gras hinwegwächst, auf der Suche nach einem Opfer. Kommt die Flachsseide dabei in die Nähe einer Kleeblanze, dann wächst sie plötzlich mit gesteigerter Schnelligkeit weiter, bis sie das Opfer erreicht hat. Nun vermehren sich die Fäden tausendfach und erzeugen unzählige Sanger, die der Kleeblanze den Lebenssaft entziehen.“ Als einen weiteren Beweis für die Fähigkeit des Fernfühlers teilt der Forscher eine Beobachtung mit einer Erbin mit. Neben der jungen Pflanze wurde in einer Entfernung von fünf Zentimetern ein Stod befestigt. Binnen weniger Stunden geschah etwas Ueberraschendes. Die junge Ranke, die bisher zwischen zwei Blättern emporstach, nahm eine wagerechte Haltung an. Das wäre an sich nur eine bekannte Wachstumserscheinung; aber die Ranke nahm geradenwegs die Richtung auf den Stod. Schließlich lehnte sich der ganze obere Teil der Pflanze zu dem Stod hinüber, indes die Ranke sich emsig festzuklammern begann. „Man kann sich schwer der Vorstellung erwehren, daß die Ranke, wenn das Wort gestattet ist, mußte, daß die Stäbe in erreichbarer Nähe war.“ Ein anderes Beispiel: Auf einem Eisenstange, das an einer Stelle durch Rost schadhaft geworden ist, siedelt sich ein Kaktus an. Er strebt dem von dem Rost gefressenen Loch zu. In dem Augenblick, da es erreicht ist, beginnt eine erstaunlich starke Wurzelentwicklung; und die Wurzelsfasern werden drei Meter tief durch die Luft in großer Richtung zum Boden hinabgeschickt.

Schon vor Jahren beobachtete Dr. Carpenter einen ähnlichen Fall: in einer Aushöhlung auf der Krone einer alten wehenden Eiche kommt der zufällig dorthin verschlagene Samen eines Eisenbaumes zur Entfaltung. Er wächst eine Weile, findet anscheinend in Moder Nahrung, aber sie reicht nicht aus. Nun beginnt der Eisenbaum von dem Gipfel der Eiche Wurzeln hinabzuenden, und zwar durch den hohlen Eichstamm. Die Wurzeln werden so

stark, daß sie wie ein Bündel junger Stämme erscheinen. Allein in der Richtung, in der sie dem Boden zustreben, liegt ein großer Stein von etwa 1 Fuß Durchmesser. Sämtliche Wurzeln ihr Wachstum in der bisherigen Richtung fortgesetzt, so wären sie auf den Stein gestoßen. Allein etwa einen halben Meter oberhalb des Steines spalten sich die Wurzeln; eine Wurzelsafer weicht nach rechts, die andere nach links aus, gabelförmig streben sie über den Stein, ohne ihn zu berühren, zur Erde und dringen hier in den nahrhaften Boden . . .

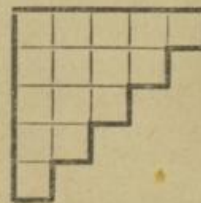
Vermischtes.

* Die Dualität und ihre Gefahren. Ein eigentümlicher Fall von doppelter Persönlichkeit oder Dualität hat eben die englischen Gerichte beschäftigt. Ein Oberst war angeklagt, verleumderische Briefe über ein junges Mädchen an sie und ihre Bekannten geschrieben zu haben. Eine große Sensation erregte es, als die Klageführenden plötzlich um Einstellung des Verfahrens baten, da es sich herausgestellt hatte, daß das junge Mädchen selbst die Urheberin dieser Briefe war. Dieser seltsame Fall, in dem ein Mensch zwei Persönlichkeiten besitzt, die augenscheinlich voneinander unabhängig sind, ja sogar sich gegenseitig verabscheuen, ist schon mehr als einmal von Ärzten beobachtet worden. Der amerikanische Psychologe Dr. Morton Prince beschreibt einen Fall, in dem er durch sorgfältige Beobachtungen, mit Hilfe von Hypnotismus, nicht weniger als fünf verschiedene Persönlichkeiten feststellte. All diese hatten wenig Verständnis oder Empathie füreinander, obgleich sie denselben Körper bewohnten. Eine Miß Beauchamp, die unter Dr. Princes Beobachtung kam, hatte eine zweite Persönlichkeit, die sie Sally nannte. Sie zeigte eine heftige Abneigung gegen das normale Individuum und tat alles, um es zu kränken. Einmal, als sie gerade „Sally“ war, ging die unglückliche Miß Beauchamp hin und sammelte Insekten, Schlangen und Würmer, tat sie in eine Schachtel und schickte sie an Miß Beauchamp. Als sie wieder zu sich (d. h. ihrer eigenen Persönlichkeit) kam, verlor sie fast den Verstand vor Entsetzen über den Inhalt der Schachtel. Doch hatte „Sally“ ohne Brauen die Krichtiere angelockt, die Miß Beauchamp so verabscheute. Dieser Fall mit seinen Kränkungen durch die Post ist dem oben angeführten nicht unähnlich. Zuweilen bringt ein großer körperlicher oder geistiger Schrecken diese beiden Hälften zu einer konstanten Persönlichkeit zusammen, doch löst sich der Nervenarzt meistens auf Suggestion. Hypnotismus ist nicht oft von Erfolg, da gerade diese an Verwirrung der Persönlichkeit leidenden Patienten sich nicht leicht hypnotisch beeinflussen lassen. Die Frau soll mehr daran leiden als der Mann. Eine der interessantesten literarischen Studien auf diesem Gebiete ist des berühmten englischen Schriftstellers Stevenson Novelle: Dr. Jekyll and Mr. Hyde.

Büchertisch.

— Griebens Reiseführer. Band 170: „Die Lüneburger Heide“. Mit 3 Karten. (Mk. 1.—) Verlag von Albert Goldschmidt, Berlin W. 35. Die Lüneburger Heide, die noch bis vor kurzem von der Touristenwelt recht riesmächtig behandelt wurde, kommt neuerdings als Reisegebiet immer mehr in Betracht, und der soeben erschienene Griebensche Reiseführer „Die Lüneburger Heide“ dürfte sicher vielen sehr willkommen sein. Man findet in dem kleinen handlichen Buch eine Fülle von Heidetouren. Um die Uebersichtlichkeit nicht zu erschweren, hat sich der Autor bei aller Ausführlichkeit doch auf eine knappe Darstellung beschränkt, wodurch eine praktische, äußerst leichte Orientierung möglich ist. Ganz besondere Berücksichtigung fand die 1913 eröffnete Bahnlinie „Lüneburg—Soltau“, die dem Besucher der Heide so interessante neue Touristengebiete erschloß. Alle nennenswerten Ortschaften — die alte Heidestadt Lüneburg an der Spitze — sind eingehend behandelt. Das Kapitel „Reisepläne“ wird demjenigen, der zum erstenmal das Land der Erka betritt, besonders angenehm sein, ebenso die Notizen über Geologisches, Verkehrsverhältnisse, Bevölkerung, Geschichtliches usw. Ein gutes Kartenmaterial ist dem Führer beigegeben und erhöht seine Brauchbarkeit.

Magisches Dreieck.



In die Felder nebenstehender Figur sind die Buchstaben a, b, c, e, g, g, i, i, r, s, s, s derart einzutragen, daß die einander entsprechenden wagerechten und senkrechten Reihen gleichlaufend folgendes bedeuten:

1. Einen Bildhauer.
2. Griechische Göttin.
3. Ein Fahrzeug.
4. Münzliche Münze.
5. Einen Buchstaben.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Zitaträtsels in voriger Nummer: Nichts halb zu tun ist edler Geistes Art.